Protestantenblatt

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

35. Jahrgang des „Deutschen Protestantenblattes". 6. Jahrgang des „Protestant".

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben durch R. Emde (Bremen) und J. Schmeidler (Berlin).

Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten (Postzeitungs-Katalog Nr. 6244a), sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie auch der Verleger entgegen.
(Bei direkter Zusendung unter Kreuzband kommen zum Abonnementspreis noch 40 Pfg. Porto-Auslagen pro Quartal hinzu.)

Anzeigenpreis pro 4 gespaltene Petitzeile .... 30 ₰
do. „ 2 „ Reklamezeile (direkt unter dem redaktionellen Teil) .... 80 ₰
Rabatt dem Umfang des Auftrags entsprechend. — Inserate nehmen außer dem Verlag, sämtliche Annoncenexpeditionen entgegen.

Erscheint jeden Sonnabend. Nr. 5. Vierteljahrspreis 1 ℳ 50 ₰

Berlin 1. Februar 1902 Bremen.

Inhalt: Die Offenbarungsweise Christi. Von K. Habicht. — Max Müllers nachgelassene Lebenserinnerungen. Von Wilh. Heymann. — Wichtige Fragen. Von H. Lehmpfuhl. — Evangelische oder römische Einigung. Von G. Br. — Ein Zeichen der Zeit. — Erklärung. — Umschau. — Kirchliche Nachrichten. — Vereine und Versammlungen. — Anzeigen.
Feuilleton: Kinderstuben.

Die Offenbarungsweise Christi.

Joh. 10, 25. Jesus antwortete ihnen: Ich habe es euch gesagt, und ihr glaubet nicht. Die Werke, die ich thue in meines Vaters Namen, die zeugen von mir.

Christus ist umringt von einer Menge, aus welcher teils böswillig und spöttisch, teils ehrlich und aufrichtig an ihn die Frage erklingt: „Wie lange hältst du unsere Seele auf? Bist du Christ, so sage es uns frei heraus." (V. 24.) Das ist auch ein Bild aus unserer Zeit. Es giebt heute noch immer wieder Menschen, die höhnisch fragen: „Wo ist denn euer Christentum? Zeigt doch einmal seine weltbeglückende Macht"; und es giebt heute noch ehrliche Zweifler, die gerne hindurchdringen möchten zum Glauben an Christum; aber da sie die von Christo ausgehenden Wirkungen nicht mit Händen greifen können, fragen auch sie: „Wie lange hältst du unsere Seelen auf?" Christus antwortet den Fragern: „Ich habe es euch gesagt, und ihr glaubet nicht. Die Werke, die ich thue in meines Vaters Namen, die zeugen von mir."

Jesus versagt mit diesen Worten den Menschen eine Offenbarung in äußeren, großen Zeichen. Ihm gefällt nur der Glaube, der nichts anderes will, als seine geistige Herrlichkeit schauen. Darum kennt er nur zwei Mittel seiner Offenbarung: das Wort und die That. „Ich habe es euch gesagt, und ihr glaubet nicht." Er hat den Menschen gesagt, daß er Christus sei; er hat sie in seinem Wort aufgerufen zu seiner Nachfolge, hat ihnen nicht verschwiegen die Schwierigkeiten und die Finsternis des Weges, den sie mit ihm gehen, nicht das Kreuz, das sie bei ihm auf sich nehmen müssen, nicht die Schmerzen, die die Wiedergeburt zu einem neuen Menschen verursacht. Aber er hat ihnen auch in seinem freundlichen Wort geschildert den seligen Sohn, der auf die Seinen wartet, den Frieden mitten in der Angst der Welt, den Trost im Leid, die Gewißheit eines ewigen Vaterhauses, in welches der Vater die Kinder einst heimholen wird. „Ich habe es euch gesagt, und ihr glaubet nicht."

Das zweite Mittel, womit er seine Herrlichkeit zeigt, ist sein Werk. „Die Werke die ich thue in meines Vaters Namen, die zeugen von mir." Er ist hingegangen und hat seine Spuren mit Wohlthun bezeichnet. In seines Vaters Namen hat er den Durstigen gespendet den Wein der Seligkeit, den Hungernden gereicht das Brot des Lebens, den in Finsternis des Todes Wandelnden leuchten lassen das Licht des ewigen Lebens. In seines Vaters Namen hat er sich niedergebeugt zu den Armen und Elenden, und zu den Sündern, hat um ihre Seele geworben, um sie emporzuziehen aus dem Elend des Lebens und dem Schmutz der Sünde und sie wieder zu Gotteskindern zu machen. In seines Vaters Namen hat er das größte Werk gethan, das Wunder der reinen Liebe, die sich selbst hingiebt für die Menschen und den Tod überwindet. „Die Werke, die ich thue in meines Vaters Namen, die zeugen von mir.

Mit diesen beiden Mitteln, dem Wort und der That, bietet sich uns auch heute noch Christus an und fragt uns, ob wir bei dieser Art seiner Offenbarung ihm folgen wollen oder nicht. Er verzichtet mit gutem Grund auf jede andere Offenbarungsweise. Denn wenn er mit glänzenden äußeren Zeichen, so wie die Juden es damals von ihm erwarteten, erschienen wäre oder heute erschiene, wenn er seiner Kirche heute zu glänzenden, plötzlichen Siegen verhülfe, es würden ihm dann vielleicht mehr Menschen folgen, er würde vielleicht mehr Glauben finden, aber nicht den Glauben, den er haben will, nicht einen tiefen, innerlichen Herzensglauben, der allein Bestand hat, sondern einen ehrgeizigen, lohnsüchtigen Glauben. Christus will keine Jünger haben, die mit blöden Augen Wunder anstaunen, sondern solche, welche in der Erkenntnis der Seligkeit seiner Nachfolge sich in Freiheit des Herzens ihm verbinden, Jünger, die durch die äußere finstere Umhüllung des Lebens und der Religion Jesu die innere Geistesherrlichkeit erkennen, Jünger, die nicht nach großen Erfolgen ausschauen und darum gar nichts sehen, sondern die ihn still und schlicht seine verborgenen Wege durch die Welt wandeln und ohne Glanz und Lärm von innen heraus die Welt durchdringen sehen.

Das laßt uns zum Trost festhalten, wenn man unsere evangelische Kirche heute verachtet um der Schwachheit ihrer äußeren Erscheinung willen und ihr die geschlossene Macht der katholischen Kirche als Vorbild entgegenhält, die durch ihre äußeren Mittel doch mehr erreiche. Gewiß, die katholische Kirche erreicht auch etwas; aber hier wird nicht das erreicht, was Christus erreichen will; hier werden durch die vielen äußeren Mittel viel abergläubische Namenchristen herangezogen, aber nicht Jünger Jesu, die in Freiheit des Herzens sich ihm verbinden. Es soll der Stolz unserer evangelischen Kirche bleiben, daß sie nur wirkt mit dem Wort der Wahrheit und der That der dienenden Liebe.

Das laßt uns aber auch zum Trost festhalten, wenn wir in unserm innern oder äußeren Leben so manchmal verzagen und fragen möchten: warum offenbart sich uns Gott nicht durch äußerlich glückliche Lebensführung, warum giebt es so viel Thränen, warum ist der Weg der Heiligung so schwer? Der rechte Christ wundert sich darüber nicht, sondern er hört Jesu Wort und nimmt es als Speise auf für seine hungernde Seele; er sieht die That seiner Liebe und weiß, daß diese Liebe ihm persönlich zugewandt ist, auch in den Trübsalen, ja gerade

in den dunkeln und schweren Stunden des Lebens. Und indem durch Wort und That sich Jesus in seinem Leben offenbart, wird der Christ stark im Kampf gegen das Geschick und gegen sich selbst.

Was dürfen wir von Christo erwarten? Nichts anderes als sein Wort der Wahrheit und seine That der Liebe. Was erwartet Christus von uns? Daß wir von ihm nichts anderes erwarten, sondern gehorsam seinem Wort, empfänglich für seine Liebe als freie Jünger von Herzen ihm nachfolgen.

Berlin. K. Habicht.

Max Müllers nachgelassene Lebenserinnerungen.

Es ist wohl allgemein im Kreise der Leser von Max Müllers Buche „Alte Zeiten — alte Freunde" als eine gewisse Enttäuschung empfunden worden, daß dasselbe neben Erinnerungen an viele Freunde, denen er nahe getreten ist, zwar auch mancherlei Mitteilungen über seine Lebensschicksale enthielt, ein zusammenhängendes Bild von der Entwicklung seines inneren und äußeren Lebens aber vermissen ließ. Vielfache Aufforderungen wurden an ihn gerichtet, diese Lücke auszufüllen. Er soll verraten, wie er es fertig gebracht habe, im fernen Lande die höchste Staffel in seinem Wirkungskreise zu erklimmen, „Professor der hochberühmten und als sehr exclusiv geltenden Universität Oxford" zu werden und seine Tage als Mitglied des Staatsrats Ihrer Majestät der Königin von England zu beschließen!

Auf das letztere werden wohl deutsche Leser weniger Wert legen, aber von den Zielen und Idealen seines Lebens zu hören, und wie weit er sie erreicht habe oder hinter ihnen zurückgeblieben sei, das werden auch wir als eine erwünschte Zugabe zu dem hinnehmen, was wir schon erfahren haben.

Der schaffensfrohe Greis hat nicht widerstehen können, dem „letzten" Buche, das er als Vierundsiebenziger schrieb, hat er noch ein allerletztes folgen lassen, an dem er buchstäblich noch auf seinem letzten Lager gearbeitet hat, und das Fragment geblieben ist.*) Unser Verfasser wird nicht müde, immer wieder zu betonen, daß auf seine Entwicklung die ihn umgebenden Verhältnisse den allergrößten Einfluß gehabt haben. Vom Atavismus dagegen hält er nicht viel, diese darwinistische Lehre sucht er durch die an den verschiedenen Generationen seiner eigenen und bekannter Familien gemachten Beobachtungen zu widerlegen. Und so führt er uns noch einmal zurück zu dem stillen, aber an geistigen und musikalischen Bestrebungen nicht armen Jugendleben in seiner Vaterstadt Dessau, und ausführlicher als früher schildert er seine übrigens durch keine besonderen Ereignisse ausgezeichneten Erlebnisse während des Schullebens in Dessau und Leipzig, dann die Universitätsjahre in letzterer Stadt, sowie später in Berlin. Zu den bestimmenden Verhältnissen gehören aber auch diejenigen Persönlichkeiten, die ihn auf seinem Lebenswege geistig oder materiell gefördert haben, und hier fühlt nun der Leser, der die „Alten Zeiten" kennt, durch, daß wir es mit einer Nachlese zu thun haben. So muß der Verfasser bei dem Berichte über seine Berliner Studien darauf verzichten, von Rückert zu sprechen, dem er seine Kenntnisse des Persischen und Arabischen verdankte, und von dessen eigenartigem und grundgütigem Wesen er bereits früher viel Anziehendes erzählt hatte. Wir sehen ihn als Student im ersten Semester mit einer bunten Mannigfaltigkeit von Gegenständen beschäftigt; wie so mancher Anfänger hört er in jugendlicher Begeisterung viel zu viel Kollegien. Ob er die Hefte, wie er meint, wirklich alle gründlich durchgearbeitet hat? Noch weiß er nicht, wohin ihn seine Neigung treiben wird; doch macht sich schon seine stark auf das Philosophische gerichtete Natur geltend. Auf philosophischem Gebiete weiß er die Vorzüge kritischer Schulung zu schätzen, soweit es sich um Feststellung allgemeiner Gesichtspunkte handelt, die stark gepflegte Kritik an dem einzelnen Schriftsteller erweckt ihm Unbehagen, da er über dessen Eigentümlichkeiten nicht wohl urteilen kann, ohne zuvor seinen allgemeinen Charakter begriffen zu haben. Er begeistert sich für Hegel — das gehörte damals zum guten Ton —,

*) Aus meinem Leben. Fragmente zu einer Selbstbiographie von F. Max Müller. Autorisirte Uebersetzung von H. Groschke, Gotha. Friedrich Andreas Perthes 1902.

Kinderstuben.

Ich war in der Wahl meiner Wohnung als Junggeselle nicht vorsichtig gewesen. Sie lag zwischen zwei Kinderstuben. Die haben mir oft den Kopf warm gemacht, denn sie waren beide gleich zahlreich bevölkert, rechts und links von mir vier muntere Kehlen und acht bewegliche Füßchen! — dennoch denke ich gern an jene Nachbarschaft zurück, denn ich habe mancherlei als stiller Beobachter aus jenen Kinderstuben gelernt.

In der Zahl waren sie gleich, in der Art sehr ungleich.

Rechts von mir wohnte der Besitzer des Hauses, ein „kleiner Beamter", mit seiner trefflichen Frau, einer ebenso trefflichen Mutter ihrer Kinder. Links — dem Stande nach dieselben Leute, sonst sehr verschieden von jenen; die Kinderstuben haben mir das verraten.

Des Morgens, wenn ich an meinem Tische bei der Arbeit saß, wurde es zu bestimmter Stunde rechts und links lebendig. Die Kinder standen auf. Da war es für eine Weile mit der Ruhe, die ich zur Arbeit brauchte, vorbei. Ich wollte anfangs meine Wohnung kündigen. Ich that es nicht, da mein Vermieter ein so freundlicher Herr und seine Gattin eine aufmerksame Wirtin war, und das thut beides einem Junggesellen, der eben das Elternhaus und seine Freundschaft mit der Fremde vertauscht hat, gar wohl. Bald waren es auch die Kinder dieser Leute, die mich fesselten, nachdem sie Vertrauen zu dem fremden Manne gewonnen hatten und manchmal meine Einsamkeit mit ihrem Geplauder unterbrachen.

Rechts und links in den Morgenstunden viel Lärm. Aber wie verschieden. Das ist's, was ich nie vergessen werde und was mich viel für das Leben gelehrt hat. Wenn des Morgens der Tag zur Rechten anfing, dann waren es liebliche, freundliche Töne, die an mein Ohr schlugen. Die Kinder erwachten fast immer — nur selten war es anders, und dann war es zumeist bei dem einen oder anderen mit der Gesundheit nicht recht bestellt — mit Lachen und mit Scherzen untereinander auf. Zu meiner Linken war es anders; zumeist Weinen, Murren und untereinander Zanken war der Tagesanfang. Kinder sind eben verschieden. Indessen die beiden Kinderstuben zu meiner Rechten und Linken haben mich gelehrt: nicht nur die Kinder, auch die Erwachsenen und — Eltern! So war es hier. Wenn die Mutter zur Rechten ihre Kleinen am Morgen begrüßte, geschah es auch immer mit einem freundlichen Ton, dem man immer eine helle Mutterfreude anmerkte und nie, daß es der Mutter von vieren, die rasch aufeinander gefolgt waren, zu viel geworden wäre. Ihre Kinder haben wenigstens nie etwas davon gemerkt. Ihr zur Seite ging der Vater, und wenn er mit seinem kräftigen, wohllautenden: „Guten Morgen, Kinder!" in die Stube trat, dann antwortete ihm heller Jubel. Wie der Vater und die Mutter, so alle, die mit ihnen im Hause waren, eine junge Verwandte, der jungen Mutter eine kräftige Hilfe. Wie sie so freundlich mit den Kleinen redete und ihre Arbeit an ihnen that. Ich habe es immer mit Freude gehört. Nicht anders das dienende Mädchen im Hause. Die Kinder gingen gern zu ihm. — Drüben auf der anderen Seite war es nicht so.

Kinder sind verschieden. Hier waren sie es auch. Sie kamen von beiden Seiten oft zu mir in die Stube — von rechts mit lustigem Gepolter, Knaben und Mägdlein, voll Lust auch zu dem fremden Mann. Sie kannten die Menschen nur von einer guten Seite und darum waren sie auch gut zu den Menschen. Die andern, arme Kinder, meist verschüchtert, furchtsam und verdrossen, ob ich ihnen gleich ebenso begegnete, wie jenen.

Kinder sind verschieden — oder ob sie es erst werden, je nachdem die Kinderstube ist, in der sie aufwachsen?

gesteht aber freimütig, daß ihm das Verständnis für dessen „Entwicklung der Idee durch den dialektischen Prozeß" nicht aufgegangen sei. Vor der Erkenntnis des Zwiespalts zwischen der Vernunft der Idee und der Unvernunft der Thatsachen, die sich der Logik nicht fügen wollten, konnten die ehrlichen Geister sich nicht verschließen. So der junge Lotze, der seine Laufbahn als Privatdozent damals begonnen hatte und unserm jungen Adepten volles Entgegenkommen zeigte, ihn auch in seine philosophische Gesellschaft eintreten ließ, so Weiße, der trotz seiner Bewunderung für Hegel namentlich seine Idealisierung der Geschichte ablehnte. Max Müller möchte Philosoph werden, ein philosophisches Gebiet anbauen, das noch unberührt liegt, darum wünscht er Sanskrit, Arabisch, Persisch zu lernen: man sieht, das Treibende in ihm ist die Sprachforschung an sich nicht gewesen. Er hat „die Glocke der indischen Philosophie läuten hören", Friedrich Schlegels Buch „über die Sprache und Weisheit der Indier" und anderes gelesen. Ganz ungewiß, welchen Weg er einschlagen soll, beschließt er, bei dem 1841 auf den neu errichteten Lehrstuhl für Sanskrit berufenen Professor Brockhaus Sanskrit zu hören, um sich einmal umzuschauen, was es in dieser Sprache eigentlich zu lernen giebt. Auch zu sprachvergleichenden Studien war bereits durch Bopp, Grimm und Pott (warum wird Theodor Benfey nicht genannt?) der Grund gelegt worden, und mit Lust wandte sich unser Freund der neuen Wissenschaft zu, mit Adalbert Kuhn, einem „einfachen Schullehrer[1]) den man später zum Mitgliede der Berliner Akademie gemacht hat", seine Beobachtungen und Funde freudig austauschend. Freilich bei den Philologen fanden die Anhänger der jungen Wissenschaft für das Licht, das von ihr auf die Entwicklung der Sprache geworfen wurde, wenig Verständnis, besonders bei Moritz Haupt, eher noch bei Gottfried Hermann.

Auch nach Berlin zog den noch Tastenden mehr Schelling als Bopp. Es ist ein unerfreuliches Bild, das uns von dem großen Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft hier entworfen wird. Bopp machte, obwohl erst dreiundfunfzig Jahre alt, ganz den Eindruck eines alten Mannes, sein Kolleg über „Vergleichende Grammatik" las er mit Hülfe eines Vergrößerungsglases ab, und bei der Erklärung schwieriger Stellen einiger von ihm in jungen Jahren angefertigter Handschriften, die er Müller zur Verfügung stellte, war er nicht mehr im Stande, ihm wirksame Hülfe zu leisten.

Zur Übersiedlung nach Paris, im Jahre 1845, wirkten eine Einladung eines begüterten Verwandten, von Hagedorn, der dem jungen Gelehrten seine Wohnung in der französischen Hauptstadt zur Benutzung anbot, wie der Wunsch, seinen Blick zu erweitern und bei Burnouf den Veda zu studieren, zusammen. Bezeichnend ist wiederum, daß sie dort das erste Buch des Rigveda in der Rosenschen Übersetzung lasen, jedenfalls wurde fortgesetzt der Urtext[2]) zum Vergleich herangezogen. Es kam Müller darauf an, Burnouf wissen zu lassen, daß sein Interesse am Veda kein blos philologisches, sondern auch ein philosophisches war, und dementsprechend schrieb er zuerst die Upanischads[3]) und ihre Kommentare ab, nicht zur Zufriedenheit seines Lehrers, der darauf hinwies, daß der Inhalt der philosophischen Schriften schon bekannt sei, während die Hymnen und die indischen Kommentare dazu der Herausgabe bedürften.

In äußerer Hinsicht war es nach dem Urteil unseres Verfassers eine schwere Zeit, die er in Paris verlebte. Was er an Barschaft aus der Hinterlassenschaft seines Vaters noch besaß, schmolz rasch zusammen, und es galt, Einnahmequellen zu finden. Aber sein günstiges Geschick, das ihn nie verließ, verschaffte ihm einen Gönner in dem Baron Eckstein, der großes Interesse an der Sanskritsprache nahm und seinem jungen Schützling für die Abschriften indischer Manuskripte gute Honorare zahlte. Die doppelte Thätigkeit aber, das Studium und das Sammeln handschriftlichen Materials für die geplante Ausgabe des Rigveda, sowie die Arbeit zur Bestreitung des Lebensunterhalts machten Müller die gewissenhafteste Ausnutzung seiner Zeit zur Notwendigkeit. „Eine Nacht", so schildert der Erzähler seine damalige Lebensweise, „arbeitete ich durch, die nächste Nacht schlief ich drei Stunden, ohne mich auszukleiden, und die dritte Nacht ruhte ich mich im Bette aus." Er meint, es müsse ihm körperlich schädlich gewesen sein; doch wenn wir erfahren, daß er auch später in Oxford die Nacht zum Arbeiten herangezogen hat, um die durch Geselligkeit versäumte Zeit wieder einzubringen, und das von ihm in voller körperlicher und geistiger Frische erreichte hohe Alter bedenken, so können wir nur die prächtige Natur bewundern, die ihm über alles hinweggeholfen hat.

Von seinen weiteren äußeren Schicksalen ist vieles wiederholt durch die Blätter gegangen, wie er 1846 bei seiner ersten Fahrt nach England einen Beschützer in William Howard Russell, dem bekannten Timeskorrespondenten fand, wie ihm dann Bunsen, der preußische Gesandte in London und selbst ein tüchtiger Orientalist, nicht nur den Weg zur Ostindischen Kompagnie ebnete, die ihm endlich die großartigen Mittel zur Herausgabe des Veda bewilligte, sondern auch an dem Fortgang des Werkes den lebhaftesten und verständnisvollsten Anteil nahm, und wie er endlich in Oxford zu einer festen Lehrthätigkeit gelangte.

Die Betrachtungen über das Leben und die Einrichtungen der englischen Universität (Kapitel 7) werden als eine angenehme Plauderei durchlaufen werden; zum Verständnis der neuen veränderten Lage unseres Freundes tragen sie nicht viel bei, dazu sind sie zu wenig zusammenhängend, zu skizzenhaft, zu voll von Namen. Der einfache deutsche Gelehrte ist entzückt von der Lage und Schönheit der Stadt, von dem Glanze des äußeren Lebens der akademischen Würdenträger, seinen ganzen Beifall findet die Unabhängigkeit und die Selbstverwaltung der alten Hochschule, in deren Angelegenheiten sich keine Regierung — das Recht, eine beschränkte Anzahl von „professores regii" zu ernennen, ausgenommen — mischen darf. Aber er lernt auch die Schattenseiten dieser „Freiheit" kennen. Bei den Wahlen zu einer erledigten Professur wurde der politische oder theologische Parteistandpunkt mehr berücksichtigt, als die wissenschaftliche Tüchtigkeit. Müller hat selbst darunter gelitten.

Auch das Kapitel über die ersten Freunde in Oxford kann bei uns kein großes Interesse erwecken, wieder vermissen wir Mitteilungen über des Verfassers eignes geistiges Aufstreben.

Eine Biographie im großen Stile sind die „Erinnerungen" nicht geworden, in einer solchen hätten wir unter anderm einen zusammenfassenden Rückblick wenigstens auf die wichtigsten der Probleme, die den Forscher zeitlebens beschäftigt haben, erwartet. Manches, worüber er sich, namentlich in den letzten Jahren, an anderer Stelle ausgesprochen hatte, wird noch einmal gestreift, neben ernsten wissenschaftlichen Fragen auch solche, die das Leben, Gesellschaft, Erziehung betreffen. Manchmal kämpft der Autor gegen Windmühlen, z. B. wenn er glaubt, die Märchenlitteratur als Lektüre für die Kinder verteidigen zu müssen. Gute Märchen, namentlich unsere altüberlieferten, werden wenigstens in Deutschland seit Jahrzehnten als wertvoller Bildungsstoff für die Jugend geschätzt. Aber fast immer bleibt die Darstellung gehaltvoll, man freut sich über manches schöne und treffende Bild, über die unerschöpfliche Belesenheit und das wunderbare, zuweilen vielleicht durch die Phantasie ergänzte Gedächtnis des Erzählers und ahnt kaum den Sechsundsiebenzigjährigen.

Max Müller hat sich durch seine Parteinahme für sein Adoptivvaterland in dem Burenkriege heftige Angriffe zugezogen. Aber wir haben kein Recht, die Ehrlichkeit seiner auf die Vorgeschichte des Verhältnisses von England zu den Burenstaaten sich stützenden Meinung zu bezweifeln. Urteilsfähige Stimmen in unsern Tagesblättern haben sich bemüht, uns die Stimmung der Engländer von ihrem Standpunkte aus verstehen zu lehren. Die Greuel im weiteren Verlaufe des Krieges hat der Verewigte nicht mehr erlebt.

Nachdem England ihm das gesichert hatte, was in

[1]) D. h. Kuhn war Philologe und Lehrer, später Direktor am Köllnischen Gymnasium und hat sich durch seine klassischen Arbeiten für die vergleichende Sprachforschung und Mythologie hervorragende Verdienste erworben.

[2]) Auch von diesem hatte Fr. Rosen schon 1838 einen Teil, zugleich mit der Übersetzung veröffentlicht.

[3]) Unangenehm berühren auch hier wieder in der deutschen Übersetzung Schreibungen wie Keshub, Rischi, Upanishad (statt Kaschub oder Keschub), das falsche Genus von Sanskritwörtern wie der Ailareya brahmana, der sutras (statt das sutra) und anderes.

Deutschland zu erreichen er damals nicht hoffen konnte, eine unabhängige Gelehrtenthätigkeit, war es für ihn Pflicht und Gewissenssache, seinem neuen Vaterlande die Treue zu halten. Er hat dort, wie er selbst bekennt, glücklich gelebt und als wohlhabender Mann und mit Ehren überhäuft sein Leben beschlossen. Mißtrauen und direkte Angriffe aber sind dem „Deutschen" von Seiten solcher, die für seine Thätigkeit (die letzten fünfundzwanzig Jahre brachte er ohne Anstellung zu, nur seinen schriftstellerischen Arbeiten lebend) kein Verständnis hatten, bis zuletzt nicht erspart geblieben, darauf deutet das „Bekenntnis" am Schlusse seines Buches. Um so begreiflicher, daß er seine Liebe zur alten Heimat, sein Verständnis für die ideale Richtung deutschen Gemütes und deutscher Wissenschaft nie hat verleugnen können. Von deutscher Liebe hat er in jüngeren Jahren geschrieben. Im vorliegenden Werke wird er der deutschen Frömmigkeit gerecht. „Frömmigkeit giebt es reichlich in Deutschland, aber die Kirchen sind meistens leer. Der Deutsche hat seine Religion wochentags mehr als sonntags. Wenn die deutschen Heere ausziehen und sich zum Kampfe rüsten, dann singen sie nicht wüste Gassenhauer, sondern Luthers und Paul Gerhards Lieder, die sie auswendig wissen, und die sie stärken, dem Tode wie Christen ins Antlitz zu schauen." Die unausgesprochene Nutzanwendung auf die englische Frömmigkeit liegt nahe. „Deutschland hat nichts Schöneres als seine Universitäten," hat der Verstorbene vor Jahren zu einem deutschen Gelehrten gesagt. Und trotz seiner Anerkennung für gewisse Annehmlichkeiten und Vorzüge der englischen Hochschulen bricht an vielen Stellen auch unseres Buches die Anhänglichkeit an seine deutsche alma mater und das ganze Universitätsleben durch. Er hat alles durchgekostet, auch einige Tage Karcer, weil er die Farben einer verbotenen Verbindung getragen hatte. Für das Duell hat er die üblichen Verteidigungsgründe, obwohl er ahnt, daß demselben die letzte Stunde geschlagen habe. Und per fas et nefas müssen sich die berühmten Anekdoten von zerstreuten Professoren heranziehen lassen, diesmal ist Neander das Opfer. Daß die Geschichten von der einen auf die andere Person übertragen werden, hat er im Wechsel der Generationen zu Oxford zu beobachten Gelegenheit gehabt. (Zerstreute Professoren scheint es übrigens in England nach dem Charakter der dort erzählten Anekdoten nicht zu geben.) Er hätte hinzufügen können, daß die Geschichten ursprünglich nicht erfunden, aber oft „weit her" sind, eine der unterhaltendsten, einen alten Göttinger Professor betreffend (natürlich nicht von Müller erzählt), ist nachweislich orientalischen Ursprungs.

Daß 1871 mit Max Müller wegen Übernahme eines Lehrstuhls in Straßburg verhandelt wurde, ist bekannt. Es muß ihn doch ein Etwas hinübergezogen haben. Die Unterhandlungen scheiterten an der Gehaltsfrage. „Erst", so erzählte er dem Referenten mündlich, „sagte man, wir sehen den Mann an, nachher hieß es, was ist uns die Stelle wert?" In Deutschland hätte der Verstorbene wohl nicht mehr die Stellung erlangt, zu der er in England emporgestiegen ist. Aber er wünscht jedem englischen Studenten, daß er nach einigen in Oxford verbrachten Semestern noch ein oder zwei Jahre eine deutsche Universität besuche: „sie kamen gewöhnlich mit neuen Ideen zurück, sie hatten den Eindruck gewonnen, wie viel noch auf allen Gebieten des Studiums zu leisten sei".

Den Fortschritten der Wissenschaft haben Max Müllers Ansichten nicht stand gehalten, namentlich soweit sie die Sprachwissenschaft und vergleichende Mythologie betreffen, eher erfolgreich war er auf dem Gebiete der Religionswissenschaft. Ob nicht manches noch zu erneuter Geltung gelangt, darüber können wir die Entscheidung geduldig der Zukunft überlassen. Aber er hat in ausgedehntem Maße anregend gewirkt, und auch sein allerletztes Werk weist noch genug Spuren seines umfassenden Geistes auf.

Wie manchem jungen Fachgenossen hat der Verewigte in seiner einflußreichen Stellung Gastfreundschaft und thatkräftige Unterstützung gewährt, dankbar eingedenk dessen, was ihm selbst einst die „Alten Freunde" gewesen sind. Auch das wird ihm unvergessen bleiben. Wilhelm Heymann.

Wichtige Fragen.

Zwei Ansichten über die heidnische Völkerwelt stehen sich schroff gegenüber. Auf der einen Seite sehen wir die Missionare, die das Heidentum in krassen Farben zu malen gewohnt sind, auf der anderen die Kaufmannswelt und namentlich die Forschungs- und Vergnügungsreisenden, die durchschnittlich behaupten, die Zustände dort draußen seien garnicht so schlimm, als man gewöhnlich glaube; es sei zwar manches zu bessern, manche Schäden seien nicht zu verkennen — aber wo finde man überhaupt vollkommene Zustände? Und so verdorben, so verloren, wie die Missionare das Heidentum oft schilderten, sei es keinesfalls. Ja, sie drehen den Spieß um und sagen: So lange die Heiden Heiden sind, sind sie ganz umgänglich und erträglich; sie werden erst verdorben, wenn die Missionare kommen. Und darum sei es besser, man lasse die Heiden, wie sie sind. Sie sind ja so glücklich und so harmlos! Sie verlangen ja auch garnicht nach dem Christentum. Warum daher einen Religionskampf in jene Völkerwelt hineintragen, einen Kampf, der manchmal furchtbare Folgen hat, wie wir jetzt in China sehen! Und als schlagendsten Beweis für die Richtigkeit ihrer Ansicht von der wenig segensreichen Wirkung der Mission weisen sie auf die nicht bestreitbare Thatsache hin, daß die Missionare selbst oft keine christlichen, sondern heidnische Dienstboten nehmen. Sprechen sich die Missionare nicht damit selbst das schärfste Urteil?

Wie beide Teile zu ihrer Ansicht kommen, liegt klar auf der Hand. Die Reisenden, die heidnische Länder so farbenprächtig zu schildern gewohnt sind, schildern gewöhnlich nur die Außenseite. Sie halten sich meist nur eine kurze Zeit draußen auf, um dann in die Heimat zurückzukehren und dicke Bücher zu schreiben. In diesen berichten sie einem allezeit sensationslüsternen Publikum nur das Interessanteste und Pikanteste, was sie gesehen; das andere verschweigen sie. Um ein fremdes Volk wirklich kennen zu lernen und in seinen Geist einzudringen, muß man vor allem seine Sprache studieren. Dies Studium allein erfordert Jahre. Wie viele unserer Weltreisenden sind wirklich der Sprache der Völker mächtig, über die sie ihre dicken Bücher schreiben?

Schon anders liegt die Sache bei unseren Kaufleuten, die oft ein halbes, ja ein ganzes Jahrzehnt, manchmal auch noch länger, in heidnischen Ländern sich aufhalten. Aber sind sie kompetente Beurteiler? Wir haben den größten Respekt vor ihren Leistungen dort draußen. Sie sind Pioniere deutscher Kultur und deutscher Art. Sie schlagen dort draußen auch Schlachten, sie gewinnen dort draußen Siege, die für die Heimat von großer Bedeutung sind. Aber das läßt sich doch auch nicht bestreiten, daß sie in erster Linie einen rein äußerlichen, sagen wir materiellen Zweck verfolgen, daß viele von ihnen oft kaum über die Fremdenkonzessionen hinauskommen, daß ihr Verkehr meist lediglich den großen Firmeninhabern der Eingeborenen gilt, die natürlich eine gute Bildung genossen haben und den Fremden mit ausgesuchter Höflichkeit behandeln. Wer kann sich da wundern, wenn unsere Kaufmannswelt die Heiden ganz angenehm findet und ihr Lob singt?

Aber nehmen wir nun den Missionar! Er verfolgt im Heidenland ein bestimmtes, ja, man kann sagen, ein einseitiges Ziel, das ist die Gewinnung der Heiden für seinen Herrn und Meister, von dem er sich gesendet weiß. Mit einem heißen Herzen, einer glühenden Begeisterung arbeitet er an der Erreichung seiner Aufgabe. Die protestantische Mission hat gelernt, daß man das Heidentum nur überwinden kann, wenn man in sein tiefstes Innere eindringt. So macht sich der Missionar, wenn er auf sein Arbeitsfeld kommt, an das Studium der Sprache, der Sitten, der Eigenart, der Religionen seiner Missionsobjekte. Er bemüht sich, den Chinesen ein Chinese, den Japanern ein Japaner, den Indern ein Inder zu werden. Aber was sieht er da? Eine fast unglaubliche Menge von abergläubischen Vorstellungen und Gebräuchen, tiefe sittliche Schäden, Laster, von denen die Heimat nichts weiß. Er beginnt zu arbeiten, aber überall schiebt ihm heidnischer Aberglaube und heidnische Sünde fast unüberwindliche Riegel

vor, — er will Erfolge erzielen, — aber sein Mühen ist umsonst. Mit heißem Herzen steht er unter den heidnischen Massen; — alle Liebe, die er ihnen entgegenbringt, scheint die ehernen Mauern, die Sünde und Aberglauben aufgeführt haben, nicht sprengen zu können. Dürfen wir uns da wundern, wenn die Gemälde, die er malt, nicht in leuchtenden, sondern in dunklen Farben gehalten sind?

Wer der kompetenteste Beurteiler ist, liegt klar auf der Hand. Es sollte kein Zweifel darüber bestehen, daß es der Missionar ist, seine Aufgabe ist die innerlichste, sein Beruf zwingt ihn, die fremden Völker am tiefsten zu erfassen. Wenn der rechte Geist in ihm lebt, bleibt er sein ganzes Leben draußen und schenkt seinen Pflegebefohlenen sein ganzes Herz. Er ißt mit ihnen, er trinkt mit ihnen, er freut sich mit ihnen, er weint mit ihnen, alles, was sie trifft, hilft er tragen. Er ist ihr natürlicher Anwalt. Wer könnte es wagen, einen Beruf geringschätzig zu beurteilen, der so ideal ist?

Und doch geschieht es — und gerade von solchen, die die Missionare bei ihrer Arbeit auf ihrem Arbeitsfeld kennen gelernt haben. Wir handeln nicht von denen, die mit vorgefaßten Meinungen hinübergehen, nicht von denen, denen die Missionare deshalb so unsympathisch sind, weil sie, wenn auch nur stillschweigend, gegen ihr lasterhaftes Leben im Heidenland protestieren, nicht von denen, die niemals eine Missionsstation und Heidenchristen gesehen haben, auch nicht von unseren Weltreisenden mit ihren sensationellen Gelüsten — dafür ist auf protestantischen Missionsstationen nichts zu haben; — wir reden aber von unseren ernsten, gediegenen Kaufleuten, die sehen wollen und gesehen haben und sich bemühen, möglichst objektiv zu urteilen. Warum auch unter ihnen so viele Gegner der Mission? Ich glaube, ihre abschätzigen Urteile nur so erklären zu können: Unsere Kaufleute kommen durchschnittlich nur in die Küstenstädte oder andere große Handelsplätze der überseeischen Länder. An solchen Orten findet sich wie allerwärts viel Gesindel, allerlei zweifelhafte Existenzen, die für Geld alles thun und für alles zu haben sind, die sich auch an die Missionare herandrängen und von ihnen durch Übertritt zum Christentum allerlei Vorteile erhoffen. Leider hat die katholische Mission, der es mehr auf die Quantität, weniger auf die Qualität der Bekehrten ankommt, mannigfach dadurch gefehlt, daß sie ohne genügende Prüfung diese Leute aufgenommen hat; aber auch die protestantischen Missionare, die ja stets sehr vorsichtig sind, sind manchmal von solchen Leuten getäuscht worden. Das sehen unsere Kaufleute — und wie groß ist da die Gefahr, daß sie das Kind mit dem Bade ausschütten! Sie sehen ferner viel Engherzigkeit auch auf protestantischer Seite, vielleicht auch manches Verkehrte, manchen Mißgriff. Das sollte sie aber doch nicht hindern, der großen Sache als solcher ihre Sympathie zuzuwenden. Der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein, der vor etwa 17 Jahren gegründet wurde, bemüht sich, von einem höheren Gesichtspunkte aus Mission zu treiben, mit akademisch gebildeten Missionaren, die auch den Studiengang unserer Theologen auf unseren deutschen Universitäten absolviert haben: Verbreitung christlicher Litteratur, praktische Liebesarbeit durch Pflege kranker Chinesen in seinem Hospital in Tsingtau, Bau von Schulen in Japan und China sind die Mittel, durch die er die Heiden zu gewinnen sucht — abhold jedem Zwang und jeder Mache — ein weitherziges Christentum bringt er ihnen. — Er heißt jeden evangelischen Christen willkommen, der mitarbeiten will: Wann wird er die Unterstützung finden, die er verdient?

H. Lehmpfuhl.

Evangelische oder römische Einigung?

(Eine Stimme aus Hannover.)

Fast könnte man wünschen, die alte deutsche Kleinstaaterei lebte wieder auf, man möchte wenigstens den kirchlichen Partikularismus preisen, wenn man vernimmt, wie es jetzt den Pastor Weingart in Weimar ergangen ist: wird doch er, der seine Gemeinde in Osnabrück und nachher so viele in Hamburg und Bremen durch seine echt evangelischen Vorträge erbaut hat, trotz einstimmiger Wahl im weimarischen Orte Röda von der dortigen Kirchenbehörde abgelehnt, weil seine Absetzung in einer anderen lutherischen Landeskirche, nämlich der hannoverschen, noch zu Recht bestände. Eine solche Verbeugung einer Behörde von einer fremden ist in Weimar etwas ganz Unerwartetes. Da möchte man den Weimaranern raten: Behaltet doch lieber eure kirchliche Selbständigkeit und wahrt eifersüchtig euer Recht und eure Freiheit, als daß ihr euch von der wahrlich nicht dazu berufenen hannoverschen Kirchenregierung ins Schlepptau nehmen und bevormunden laßt! Eine Einigung unter den evangelischen Landeskirchen ist ja freilich ein erstrebenswertes Ziel, und auch auf liberaler Seite wird sie eifrig gewünscht; aber das ist doch ein wunderbares Mißverständnis, wenn man meint, es müsse zu dem Zweck alles über den hannoverschen Leisten geschlagen werden. Ja, wenn wir in den römischen Schafstall zurückkehren wollten, dann könnte eine noch viel größere Einigkeit zu stande kommen. Aber das wünscht doch kein evangelischer Christ und er graut sich auch vor allem, was dem ähnlich sieht. Nicht eine Uniformität der Bekenntnisbuchstaben, sondern gerade die Weitherzigkeit ist das rechte Mittel der Einigung; die Möglichkeit, auf breiter Grundlage sich zusammenzuschließen, die Thore der Kirche weit offen zu halten für die Mannigfaltigkeit der deutschen Stämme und berechtigten Besonderheiten kann die vorhandenen Evangelischen und die noch zu gewinnenden in Österreich heranlocken, so daß das kirchliche Leben einen neuen Aufschwung und eine sehr notwendige große Kraft erhält. Nun aber sieht es ja aus, als ob die landeskirchlichen Behörden bloß auf die Vorurteile der orthodoxen Gemeindeglieder Rücksicht zu nehmen verpflichtet wären, jedoch die ungeheure Mehrheit der selbständig Denkenden mißachten und mundtot machen dürften. Warum lassen sich das die Pfarrervereine und so viele andere Genossenschaften gefallen, die doch gegen die fremde englische Regierung für die Rechte der Buren protestiert haben? Die Gemeinden, selbst wo es eine Synodalverfassung giebt, haben leider kein gemeinsames Organ, um sich mit Nachdruck geltend zu machen. Da müßte erst eine ganz andere Wahlordnung für ihre Vertretung in den Synoden eingeführt werden. Aber die Geistlichen, zumal die Weimaraner, die sich bisher einer so ehrenhaften Selbstständigkeit erfreuten?! Nun, der Anfang ist gemacht worden zur Wahrung des alten Rechts: nachdem bereits in der weimarischen Landessynode der Jenaer Professor Nippold erklärt hatte, daß mit Weingarts Zurückweisung auch die Theologie der berühmten Professoren R. Rothe, K. Hase und Lipsius geächtet würde, lieferte sich dann der Pfarrer Becker, Verfasser des im vorigen Jahre erschienenen populär-wissenschaftlichen Buches „Zum Verständnis der Bibel“, freiwillig ans Messer, indem er in einer weimarischen Zeitung so bescheiden wie freimütig bekannte, ein Glaubens- und Gesinnungsgenosse Weingarts zu sein, und es beklagte, daß man diesen jetzt für untauglich zum Dienst in der weimarischen Kirche erklärt, während er selbst, Becker, vor 27 Jahren aus ganz demselben Grunde von derselben hannoverschen Kirchenbehörde seines Amtes entsetzt, aber bald darauf in Weimar anstandslos und freundlich aufgenommen sei und seitdem ungehindert und freudig dort seines Amtes habe warten dürfen. — Ja, so denken viele; ist es denn immer ein so großer Schritt: vom Denken zum Handeln? Am ernsten Wollen fehlt's oft nur. Wo aber ein Wille ist, findet sich auch ein Weg, auch ein fortschrittlicher.

G. G. Br.

Ein Zeichen der Zeit.

Von einem Leser unseres Blattes geht uns zu dem Artikel in Nummer 3 folgende Zuschrift zu:

„Ich stamme aus der Zeit der Kandidatenüberfülle. Wenn ich nicht irre, studierten mit mir damals in Halle a. S. gleichzeitig 700—800 Theologen (1888). Was mag viele bewogen haben, zu diesem Studium zu greifen? Auf Medizin war man noch nicht versessen, das kam etwas später. Jura und Philologie

versprachen recht späte Anstellung, nur als Pastor war Hoffnung vorhanden, schnell ins Amt zu kommen. Und die meisten hatten nicht die Mittel, lange warten zu können.

Jetzt liegt die Sache anders. Mediziner können sich niederlassen gleich nach bestandenem Staatsexamen und so jung ebenso gut ihr Heil versuchen, als wenn sie ihre Praxis noch um einige Jahre hinausschöben. Die Neuphilologen sind sehr gesucht und bekommen gleich nach dem Probejahr Anwartschaft auf eine Oberlehrerstelle, wenn nicht gleich diese selbst, ebenso die Mathematiker und Naturwissenschaftler.

Wie aber siehts jetzt mit den Theologen aus? Ich habe vor genau 7 (sieben) Jahren meine zweite theologische Prüfung bestanden und bin am 31. Juli 1901, also vor $5^1/_2$ Monaten, zum Hülfsprediger mit dem hohen Gehalt von 1500 M. ordiniert worden. Nun bin ich noch verhältnißmäßig jung (33 Jahre!), wenigstens sagte so der eine Herr Generalsuperintendent zu mir, es giebt aber Hülfsprediger, die in einem Alter von 37 Jahren erst angestellt werden und in dieser Stellung kann man gut 5 Jahr bleiben, manchem blüht das Glück noch länger.

Soll das junge Kräfte anlocken? Ich bin der Meinung, daß vor allem die unglückliche Lage der jetzigen Kandidaten daran schuld ist, daß die Anzahl der Theologie-Studierenden abnimmt. Theologische Bedenken sind mir wenigstens erst später gekommen, als ich bereits studierte. Aber ich gebe zu, daß sie diesen und jenen, der's eher besser weiß, vom theologischen Studium zurückhalten werden."

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die angeführten ökonomischen Gründe zur Erklärung dieses „Zeichens der Zeit" ganz wesentlich mit in Betracht gezogen werden müssen. — Allein die unverhältnismäßig größere Abnahme in der Zahl der Theologiestudierenden an den beiden Hochburgen der Orthodoxie in Greifswald und Erlangen spricht doch ebenso entschieden für die idealen Gründe des Verfassers in Nummer 3. Es ist doch nicht anzunehmen, daß gerade in den Familien, denen jene beiden theologischen Fakultäten kongenial sind, die Rücksicht auf die äußere Versorgung besonders schwer ins Gewicht fällt.

Erklärung.

Eine weitere eingehende Erörterung des „Falles Schneider" (vergl. „Deutsches Protestantenblatt" 1901 Nr. 47 u. 52) im vereinigten Blatte verbietet die Rücksicht auf die früheren Leser des „Protestant", denen ja der bisherige Verlauf der Kontroverse unbekannt ist. Wir geben aber Herrn Oberlehrer Schneider gern noch einmal das Wort zu folgender kurzen Erklärung:

„Es bleibt also alles bei uns beim alten. Die Verpflichtung auf das Apostolikum bei Ordination, Taufe und Konfirmation dauert fort. Höchstens duldet man, daß Pf. Schröder, wie das Konsistorium noch kürzlich erklärt hat, das Apostolikum bei der Taufe nur rezitiert, statt bekennt. Aber schon wieder bei der Konfirmation muß einer der Konfirmanden das apostolische Glaubensbekenntnis hersagen, „auf welches ihr schon bei der Taufe verpflichtet werdet", wie die Agende sagt.

Das ist der Zustand in unserer vielgepriesenen, symbolfreien nassauischen Union. Eine Freiheit, wie sie in der Schweiz und in Bremen bezüglich des Apostolikums herrscht und wie sie einst bei uns Rationalisten und Supranaturalisten übten, nehmen unsere heutigen Liberalen nicht mehr in Anspruch."

R. Schneider.

Umschau.

Nachrichten aus der Mission. Die Miss. Rev., die größte amerik. Miss.-Ztschr., giebt für 1901 folgende Statistik über den Stand der protestantischen Mission: für Amerika zählt sie 52 Missions-Gesellschaften, für England 15 größere und eine nicht genannte Zahl kleinerer Missions-Gesellschaften, für Deutschland 23 Missions-Gesellschaften, für die Niederlande 10, für die skandinavischen Länder 8, für Frankreich 1. Es kommen hinzu noch Missions-Vereinigungen in Asien, Afrika und Australien, darunter einige, die die Heidenchristen selbst bereits ins Leben gerufen haben. Im ganzen rechnet man 150 protestantische Missions-Gesellschaften auf der Erde. Die Einnahmen betrugen 1901 fast 73 Millionen Mark, 17467 missionarische Arbeitskräfte waren thätig, darunter 5000 ordinierte Missionare, 3413 Missionarinnen; fast 79000 eingeborene Helfer stehen ferner im Dienste der Mission; auf 27000 Stationen wird gearbeitet. 1326522 abendmahlsberechtigte Christen zählt man; im ganzen giebt es $4^1/_2$ Millionen Heidenchristen. 23442 Schulen aller Art, von der Universität bis zur Dorfschule, unterhalten die Missionare, 108900 Schüler besuchen dieselben. Die Mission ist keine Winkelsache mehr, sie ist eine Macht. Diese Macht wächst von Jahr zu Jahr. Je energischer auch der freier gerichtete Protestantismus sich daran beteiligt, desto besser für ihn. Er muß zeigen, daß auch er die Kraft hat, lebensfähige Gemeinden zu gründen. — Viel besprochen in den politischen Blättern ist die Wegführung der Missionarin Frl. Stone durch bulgarische resp. türkische Räuber. Der amerikanische Board, die Missions-Gesellschaft, der Frl. Stone angehört, schiebt in seinem Organ die Schuld für die Verzögerung der Befreiung den türkischen und bulgarischen Behörden zu, die sich gerne von jeder Verantwortung frei machen möchten. Er bemerkt, daß Frl. Stone oft den Weg gemacht hat, wo sie jetzt überfallen wurde. — Daß einem Manne zu seinen Lebzeiten ein Denkmal gesetzt wird, gehört selbst in Europa zu den Seltenheiten. Daß dieser Mann ein einfacher Missionar ist, und daß das Denkmal zum größten Teil von Heiden bezahlt ist, macht den Vorgang noch anziehender. Am 1. Januar 1901 wurde in Madras, der Hauptstadt Südindiens, in Gegenwart des Gouverneurs der Madras-Präsidentschaft und einer glänzenden Festversammlung das Broncestandbild des Missionars William Miller enthüllt, der 1862 im Auftrag der freischottischen Kirche nach Indien ging und seitdem 40 Jahre ununterbrochen seine große Kraft und sein bedeutendes Vermögen der Hochschule der freischottischen Mission in Madras gewidmet hat. Diese Hochschule ist das Zentralinstitut für alle in Südindien arbeitenden Missionsgesellschaften geworden. Sie wurde 1837 gegründet. Der Pionier des Hochschulwesens in Indien ist der geniale, vielgenannte Missionar Dr. Duff gewesen. (Evangelischen Missionen.) — Die Arbeit des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionvereins in China und Japan ist jetzt im raschen Aufblühen begriffen. Im letzten Jahre wurden 30 Japaner getauft, fast jede Post meldet weitere Taufen; auch in Kyoto, der alten Hauptstadt des Kaiserreichs, wo kürzlich eine neue Universität eröffnet wurde, ist es Pfarrer Schiller gelungen festen Fuß zu fassen. Er konnte kürzlich die vier ersten Taufen vollziehen. In Tokyo hat Pfarrer Haas ein Mädchen-Pensionat eingerichtet. Sehr schnell entwickelt sich das Werk in Kiautschau. Das Hospital ist fertiggestellt und findet großen Zuspruch von Chinesen. Eine Kostschule ist gebaut. Die Zahl der Schüler ist so groß, daß man bereits an einen Erweiterungsbau denkt. Der Verein hat kürzlich eine große Kiste moderner Lehrmittel, chemische und physikalische Apparate, Karten ꝛc. für die Schule nach Tsingtau gesandt, der Plan ist, die Schule zu einer Musterlehranstalt für die ganze Provinz Schantung zu gestalten. Auch in Kaumi, der jetzigen Endstation der Eisenbahn, ist eine Filiale des Hospitals eingerichtet, in einem kleinen Flecken bei Kaumi eine zweite Schule. Das Gouvernement hat dem Missionsarzt Dr. Dipper die Leitung der Unfallstation in Tsingtau übertragen.

H. Lehmpfuhl.

Kirchliche Nachrichten.

— **(Braunschweig.)** Dem braunschweigischen Landtag wird in seiner jetzigen Session der „Entwurf eines Gesetzes wegen einiger Änderungen der Ordnung der kirchlichen Verhältnisse der Katholiken im Herzogtum" vorgelegt werden.

— **(Bremen.)** Herr Pfarrer Klein aus Thurn, der durch seinen Vortrag im hiesigen Protestantenverein das Interesse für die Los von Rom-Bewegung im allgemeinen und für seine Gemeinde insbesondere so sehr anzuregen verstanden hat, teilt uns mit, daß in Thurn seit Neujahr

39 Übertritte stattgefunden haben. — Das ist über alles Erwarten, und wir freuen uns sehr. Vivant sequentes!

— (Hannover.) Die orthodox-welfische „Hannov. Past.-Korr." schreibt in Nummer 26: „Pastor Weingart hat bekanntlich die Bestätigung des weimarschen Ministeriums für Nöda, wo er gewählt war, nicht erhalten. Als Grund ist wunderlicherweise angegeben, man trage Bedenken, dem Großherzog einen Geistlichen vorzuschlagen, der in einem andern Bundesstaat des Amtes enthoben wäre. Die Behörden lieben es ja, statt materieller Gründe formale anzuführen. Aber dieser formale Grund enthält offenbar eine Ungerechtigkeit. Denn wenn die Amtsenthebung nicht einmal im hannoverschen Kirchendienst, wo sie geschah, die Wiederanstellung ausschließt, so müßte man doch im Weimarschen ganz gewiß der Sache selbst nähertreten und von ihr aus eine Entscheidung treffen." Also die hannoversche Orthodoxie weitherziger als das weimarsche Ministerium!

— Aus **Hannover** wird berichtet: „Im Parke des Herrenhauses von Bennigsen wurde der im Duell gefallene Landrat Adolf v. Bennigsen zur letzen Ruhe bestattet. Vorher hatte eine Trauerfeier im Familienzimmer des Schlosses stattgefunden, wo der Sarg, von Blumen völlig überdeckt, aufgebahrt war. Pastor Langeloh hielt eine ergreifende Trauerrede, in der er anerkannte, daß der Verstorbene zur Waffe greifen mußte, um seine Ehre und die Ehre seiner Familie zu retten. Dann wurde der Weg zur Gruft angetreten. Sämtliche Kriegervereine des Kreises mit 60 Fahnen, sowie sämtliche Innungen und Liedertafeln waren zur Stelle. Dem Begräbnis wohnten die gesamte Generalität Hannovers, der Oberpräsident, der Regierungspräsident und andere Vertreter der Regierungsbehörden bei. Mehr als 500 wertvolle Kranzspenden, darunter zahlreiche aus Berlin, waren in das Trauerhaus gesendet worden. Vom Reichskanzler Grafen Bülow war ein prachtvolles Blumenarrangement eingetroffen." Bei aller Sympathie für die Familie v. Bennigsen, müssen wir den Worten des Pastor Langeloh aufs entschiedenste widersprechen. Der Landrat v. B. mußte nicht zur Waffe greifen, mußte nicht die Ehre seiner Familie auf ungesetzliche Weise zu retten suchen. Das Duell ist und bleibt ungesetzlich und unmoralisch, daran ändert auch die schwerste Beleidigung nichts, die durch dasselbe gesühnt werden soll. Wenn auch noch Geistliche sich zu Verteidigern unberechtigter Standesansprüche machen und unethischer Ehrbegriffe, dann fehlt uns dafür jede Art Verständnis.

— (**Großherzogtum Hessen.**) Der Kirchenvorstand der Lutherstadt Worms hat dem Kaiser ein begeistertes Zustimmungstelegramm für seine Mahnung, einen engeren Anschluß der deutschen protestantischen Landeskirchen, übersandt. Überhaupt findet der Gedanke einer einheitlichen Vertretung aller deutschen Landeskirchen in Hessen vielen Anklang; indes erheben sich auch Bedenken aus Kreisen, die aus dem Fall des Pfarrers Weingart und dessen Ablehnung gelernt haben; in negativem Sinne sprach sich demgemäß ein Artikel einer angesehenen Darmstädter Zeitung aus. — Ein junger Theologe, Lic. Fuchs, seither Pfarrassistent in Lampertheim, geht demnächst als Hilfsprediger an die deutsche Gemeinde in Manchester. — Eine Pfarrstelle zu Worms ward dem dortigen Pfarrverwalter Eschenröder übertragen. — Eine gut besuchte Versammlung hielt diese Woche der unter der Leitung von Dr. Schröder stehende Protestantenverein in Darmstadt; dabei sprach der durch seine schriftstellerische Thätigkeit in weiten Kreisen bekannte Pfarrer König über „Was dünkt Euch um Christo?"

— **Prälat Habicht** feiert am 5. Februar seinen 80. Geburtstag. Da er vor fünf Jahren bereits sein 50jähriges Jubiläum unter äußerst zahlreicher Beteiligung weiter Kreise begehen konnte, so ist es wahrscheinlich, was gerüchtweise verlautet, daß der allerdings immer noch rüstige Herr nunmehr seinen Abschied einreichen wird. Um seine Stelle kämpfen bereits Parteien; wenigstens wurde von der Richtung, die mit der Ernennung des liberalen Superintendenten D. Flöring nicht einverstanden war, ein Gesuch beim Oberkonsistorium mit der bestimmten Erwartung ausgesprochen, daß der demnächst zu ernennende Oberkonsistorialrat aus der nicht liberalen Partei gewählt werde. — Der zweite Pfarrer zu Beerfelden, Weber, wurde zum Oberpfarrer daselbst, Pfarrverwalter Müller zum Pfarrer in Lauterbach ernannt. Über „Frühlingsbilder aus der evangelischen Bewegung in Österreich" sprach im Evangelischen Bund zu Darmstadt, am vergangenen Sonntag, Pfarrer Loos aus Groß-Umstadt.

— (**Kgr. Sachsen.**) Die hiesigen Blätter melden, unterm 16. Januar, daß der Senior der Universität, Geh. Rat Professor D. Luthardt, mit Genehmigung des kirchlichen Ministeriums des Kultus und öffentlichen Unterrichts, am 1. April in den Ruhestand treten wird. Für die Hochschule ist dies insofern von keiner Bedeutung, als Professor Luthardt schon seit dem Sommersemester 1896 seine akademische Thätigkeit eingestellt hat. Aber der definitive Rücktritt des reichbegabten Lehrers giebt den Freunden Veranlassung, noch einmal seiner vieljährigen und vielseitigen Wirksamkeit pietätvoll zu gedenken. Und auch seine theologischen Gegner müssen zugestehen, daß die ihm gezollte Anerkennung verdient ist. Luthardt hat der Leipziger theologischen Fakultät drei Jahrzehnte lang ihr sie von den meisten andern unterscheidendes Gepräge gegeben, und sie zählten nach Tausenden, die um seinetwillen die sächsische Hochschule besucht haben. Mit Recht wird dabei der Einfluß seiner Persönlichkeit auf die Studenten hervorgehoben. Denn in ihr lag thatsächlich etwas Vornehm-Imponierendes, und im persönlichen Verkehr war von der konfessionellen Engherzigkeit des Dogmatikers so wenig zu bemerken, daß sich auch Andersgesinnte von dem meist heiteren und freundlichen Mann nicht abgestoßen fühlen mochten. „Er ist gar nicht so schlimm, wie er in cathedra und auf den Synoden sich giebt", das konnte man oft hören. Aber da freilich war er, was unter dem „schlimm" zu verstehen ist, ein unerbittlicher, zu keiner Konzession bereiter Kämpfer für die kirchliche Orthodoxie. Ich entsinne mich des synodalen Ausspruchs von ihm — es war zu Ende der sechziger Jahre —: „es giebt eine wahre Kirche; auf Erden heißt sie die lutherische." Konsequenterweise mochte er von der Union und vom Gustav Adolfverein nichts wissen. Neben seiner akademischen hat Luthardt eine große schriftstellerische Thätigkeit entfaltet, auch in ihr durch keine Einwendung der historisch-kritischen Theologie beirrt. Mochten alle „den johanneischen Ursprung des vierten Evangeliums" aufgeben: ihm stand er fest. Doch dürfte er sich am Abend seines Lebens kaum der Erkenntnis verschließen, daß sein Eintreten für diese und andere Positionen der kirchlichen Rechtgläubigkeit im großen und ganzen erfolglos geblieben ist. Mehr Glück hatte er mit seinen in verschiedenen Sprachen übersetzten apologetischen Vorträgen, und durchaus verdientes als erster Universitätsprediger mit seiner Wirksamkeit auf der Kanzel. Um das zu verstehen, genügt es allerdings nicht, seine gedruckten Predigten zu lesen; man mußte sie hören und man mußte den schönen Mann sehen, der in eigenartiger Würde vom Herzen zum Herzen sprach, bald milde und erbaulich, bald polemisch und stürmisch, aber immer in gewählter Sprache und taktvoll. Dem Theologen Luthardt haben sich in den letzten Jahren manche seiner besten Schüler entfremdet; aber dem Prediger Luthardt dürften sich alle zu Dank verpflichtet fühlen, und den Gemeinden, in denen sie seelsorgerisch zu wirken berufen sind, wird es zu gute kommen, wenn sie von ihm gelernt haben. D.

— (**Aus Sachsen.**) In Dresden hat sich kürzlich eine Gerichtsscene abgespielt, die von allgemeinem kirchlichen Interesse ist. Der Angeklagte, Militärpfarrer Dr. Kuhn, hatte im Jahre 1899 die Unzucht im Militär gegeißelt und dabei auch der Vorgesetzten gedacht, die ihren Untergebenen mit schlechtem Beispiel vorausgehen. Der Entrüstung darüber gab Hauptmann von Tschuner den lautesten Ausdruck vor seiner Kompagnie. Erst im Jahre 1901 kam die Angelegenheit durch einen Artikel der „Dresdner Rundschau" zur Kenntnis weiterer Kreise und Dr. Kuhn in den Verdacht, daß er sich die Kritik seiner Predigt habe ruhig gefallen lassen. Die Beschwerde des unerschrockenen Militärpfarrers wurde vom Kriegsministerum abschläglich beschieden und das Landeskonsistorium erklärte ihm, daß es „die Ehre des geistlichen Standes durch das ihm infolge seiner Predigt Widerfahrene nicht angegriffen finde".

Als sich Pfarrer Kuhn, auch von seinen Kollegen desavouiert und von den Offizieren des Regiments gemieden (boykottiert, wie es heißt), an den unterdessen zum Major beförderten Hauptmann von Tschuner wandte, erklärte dieser die ihm zur Last gelegten Äußerungen für Verleumdung und brachte seinerseits die Sache vor Gericht. So war Pfarrer Kuhn über Nacht zum Angeklagten geworden. Im Verhandlungstermin behauptete nun von Tschuner, man habe sich gewundert, daß der Oberstleutnant den Gottesdienst nicht aufgehoben habe; ein Zeuge, der Hauptmann habe nach demselben eine Ansprache gehalten, in der er unter anderem sagte: „das wäre keine Predigt, an der man sich erbauen könne"; ein zweiter Zeuge: „daß der Herr Hauptmann gesagt, er werde dafür sorgen, daß der Mann (Dr. Kuhn) eine exemplarische Bestrafung erhalte".

Auf Antrag des Vertreters der Anklage wurde das Schriftstück des Kriegsministeriums verlesen, aus dem hervorgehen sollte, daß die Predigt so abgefaßt gewesen sei, daß es die Pflicht eines jeden Offiziers gewesen, zu derselben, seinen Leuten gegenüber, „einige Bemerkungen zu machen" Während der Verlesung dieses Schriftstücks wurde, wie es heißt, aus „militärdienstlichen" Gründen die Öffentlichkeit ausgeschlossen.

Dr. Kuhn machte geltend, er halte es für eine schwere Schädigung des Standes, wenn sich im Volke die Anschauung breit machen würde, die „schwarzen Gensdarmen", mit welchem Spitznamen man die Militärgeistlichen benenne, dürften nur das predigen, was den maßgebenden Kreisen und höheren Ständen gefalle.

Das Gericht sprach den Angeklagten frei, indem es ihm den Schutz des § 193 (!) zusprach. Diese Begründung des Urteils ist ebenso seltsam, wie daß Dr. Kuhn überhaupt verklagt werden konnte. Aber begreiflich ist es unter den zur Zeit herrschenden Verhältnissen, daß die offizielle Presse von dem ärgerlichen Vorfall keine Notiz genommen hat.

— Eine **deutsche Antiduelliga** wurde in Kassel gegründet, unter dem Vorsitz des katholischen Fürsten Karl zu Löwenstein.

— Die **Reichstagsverhandlungen über den „Fall Spahn"** am 11., 13. und 14. Januar haben wenig Neues zu Tage gebracht. Mit naiver Offenheit sprach der Staatssekretär von Elsaß-Lothringen, von Köller, den Grundsatz aus, nach dem die Regierung das Geschick der Straßburger Universität leitet: „Die Fakultät hat kein Recht, einen Einspruch zu erheben, wenn 20 Professoren der Geschichte angestellt werden, wenn nur der Landesausschuß die Mittel dazu bewilligt." Also sei das Verhalten der Regierung richtig. Er scheint demnach so zu argumentieren: Hat die Fakultät kein Recht, gegen eine große Thorheit (Berufung von 20 Geschichtsprofessoren auf einmal) Einspruch zu erheben, so darf sie noch viel weniger gegen eine geringere Thorheit protestieren. — Thorheit also auf jeden Fall.

— (**Römisches.**) Der Papst hat eine Kardinalskommission für biblische Fragen ins Leben gerufen. Sie soll „alle auf die Bibel bezüglichen Fragen eingehend studieren. Den katholischen Gelehrten in der ganzen Welt soll Gelegenheit gegeben werden, ihre Ansichten direkt zur Kenntnis des heiligen Stuhles zu bringen". (Germania.) Wichtiger scheint das Umgekehrte: Der heilige Stuhl will seine Ansicht gegenüber den katholischen Gelehrten der ganzen Welt zur Geltung bringen. — Unter den Beiräten fehlen die Jesuiten nicht, und Vorsitzender ist Kardinal Parocchi.

— Die polnischen Brüder werden den Herren vom Zentrum immer ungemütlicher. Jetzt soll aus Berlin eine Petition der Polen an den Papst abgehen, in der Beschwerde geführt werden soll über die Weigerung der Berliner katholischen Geistlichkeit, noch mehr Gottesdienste und Beichtstunden einzurichten. Man kann gespannt sein auf die Antwort.

— Es ist bedauerlich, daß die Zeitungen immer noch allerlei

Nachrichten über die katholische theologische Fakultät in Straßburg bringen. Damit wird wenigstens vor dem Auslande der Anschein erweckt, als ließe sich wirklich die deutsche Regierung von Rom am Narrenseil herumführen.

Mormonen giebt es in Deutschland 2000. Größere Gemeinden sind in Dresden, Leipzig, Köln, Hannover, Hamburg, Frankfurt a. M. In Berlin sollen 130 Familien zur Gemeinde der „Heiligen der jüngsten Tage“ gehören. Der Apostel Francis M. Lymann aus Utah ist „Generalinspektor der europäischen Mormonenmission“.

— **(Irland.)** Ein Rechtsanwalt, Mc. Carthy in Dublin, hat nach der „Tgl. Rdsch.“ in einem Buche „Fünf Jahre in Irland“ 1895—1900 auf den verderblichen Einfluß des römischen Klerus auf die Entwickelung des irischen Volkes hingewiesen. Er erhebt, wie anderwärts, den Ruf „Los von Rom“, und zeigt nach, wie die Güter der Toten Hand wachsen, das Schulwesen darniederliegt, und nun gar die neu zu begründende Universität für Irland dem katholischen Klerus ausgeliefert werden soll.

— **(Frankreich.)** Ein neues Gebiet ist der evangelischen Bewegung im Departement Gers (Südfrankreich) erschlossen. In Fleurance traten 80, in Roquefort 30—40, in Predrac 20—30 Personen über. Den Anstoß gab der Uebertritt des Priesters Bonnet, der seinen Entschluß am Allerheiligentage von der Kanzel aus mitteilte. Sofort kamen Gesuche um Vorträge und evangelische Predigten und B. mit zwei gleichübergetretenen Priestern hat deren in einem Monat 34 vor zusammen über 8000 Zuhörern gehalten. Nunmehr ist die Entsendung eines Pfarrers in dies Uebertrittsgebiet beschlossen worden. Nach dem „Prêtre converti“ trat der Vikar Charles Cayla über mit der Erklärung, daß er nicht mehr die Lehren der Kirche glaube, deren Priester er einst mit Stolz gewesen ist. „In meinem Gewissen sicher und fröhlichen Herzens trete ich zur evangelischen Kirche über, die mir die Wahrheit bietet und nichts als die Wahrheit, weil sie das Evangelium Jesu Christi in meine Hände legt und nichts als das Evangelium.“ C. studiert jetzt Theologie in Montauban. In das evangelische Missionshaus trat der Expriester Jolivalt ein, um einst Missionar in Madagaskar zu werden.

Vereine und Versammlungen.

— **Zur Berichtigung.***) Am Sonntag, den 2. Februar, abends 6 Uhr, feiert der Berliner Hauptverein des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins sein Jahresfest durch einen Festgottesdienst in der Luisenstadtkirche, in welchem nach der Anfangsliturgie eine Kinderaufführung stattfinden wird. Die Predigt hält Pred. Haupt. Die Kollekte ist für unser Missionswerk bestimmt.

Unmittelbar an den Gottesdienst schließt sich die festliche Nachversammlung im Tunnelsaal bei Keller, Köpnickerstraße 96 (Hof pt.) an, in der unser früherer japanischer Missionar Pfarrer Munzinger aus Zweibrücken den Haupt-Vortrag über „Ostasien und das Christentum“ halten wird; der Kirchenchor der Luisenstadtkirche wird Lieder vortragen; die Begrüßungsansprache hat Pred. D. Kirmß übernommen; das Schlußwort spricht der Präsident des Vereins, Pred. Lic. Dr. Kind.

Alle Mitglieder und Freunde des Vereins werden hierdurch herzlich gebeten, an beiden Veranstaltungen teilzunehmen und zahlreiche Gäste mitzubringen.

— **(Berliner Unionsverein.)** 7 Februar, abends 8 Uhr, in der Aula des Friedrich-Werderschen Gymnasiums (Dorotheenstraße) Vortrag des Herausgebers des Protestantischen Monatsheftes D. Websky: Fortschritte der protestantischen Theologie im 19. Jahrhundert.

— **(Evangelischer Bund.)** 4 Februar, abends 8 Uhr, im evangelischen Vereinshaus, Oranienstraße. Vortrag von Dr. Eugen Wolff: Wilhelm Raabe und das Ringen nach einer Weltanschauung in der neueren deutschen Dichtung.

*) Durch Verspätung eines Briefes ist in der vorigen Nummer die Anzeige über den Vortrag im Berliner Missionsverein und das Jahresfest des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins ineinander gewirrt worden. Wir machen noch an dieser Stelle auf die obenstehende richtige Anzeige des Jahresfestes aufmerksam. Die Red.

— Firma 1870 gegr. —
Bei Baarzahlung höchster Rab. u. Freisendung. bei Abzahlung entsprechend.
Erstklassige — Fabrikate.
Emmer-Pianinos
Flügel — Harmoniums.
Längste Garantie. — Fabrik: **Wilhelm Emmer** — Allerhöch. Auszeichn.
Berlin 219, Seydelstr.
Preisliste, Musterbuch umsonst.

Meinel & Herold,

Harmonika-Fabrik
Klingenthal (Sachsen) Nr. 72
vers. pr. Nachn. anerkannt solide **Conzert-Zug-Harmonikas**, ca. 34 cm hoch, garant. stärkst. Stim., off. Klaviatur, **verb. Stahlfederung**, 3thl. (11falt.) Doppelbalg mit Metallschutzecken, Doppelbässen.

10 Tast.,	2 chör.	2 Reg.,	50 Stim.	M. 5.—	Schule u. Kiste umsonst.
10 „	3 „	3 „	70 „	„ 7.50	
10 „	4 „	4 „	90 „	„ 9.50	
10 „	6 „	6 „	130 „	„ 15.—	
21 „	108 Stim.			Mark 11, 21, 27 etc.	

Andere Harm. (105 vrsch. Nr.) p. St. v. M. **3.50 b. 80.—**. **Musikwerke, Drehorgeln, Akkordzithern, Zithern, Violinen, Mundharm., Bandonions.** Garantie: Zurücknahme u. Geld retour. ☛ Wir bitten dringend, unsere Harm. nicht mit billiger offerirt. zu verwechseln, ist der Preis niedriger, ist auch die Qualität geringer. Vor anderweit. Einkauf verlange m. uns. groß. illustr. Catalog umsonst. — **Ueber 4000 Dankschreiben.**

Technikum Altenburg S.-A.
für Maschinenbau, Elektrotechnik und Chemie.
Lehrwerkstätte. — Programme frei.
Regierungs-Kommissar.

Die durch den Tod des Pastors **A. Schmidt** erledigte

dritte Pfarrstelle an unserer Kirche

ist durch Gemeindewahl **wieder zu besetzen.** Sie ist — nach Ablösung der Stolgebühren — mit einem fixen Anfangsgehalt von 4200 *M.*, sowie mit einer freundlichen Dienstwohnung verbunden. Das Gehalt steigt nach Verlauf von 8 Jahren auf 4800 *M.* Die amtlichen Funktionen sind wesentlich die nämlichen wie die der ersten und zweiten Stelle.

Evangelische Geistliche und Predigtamts-Kandidaten, die geneigt sind, die Stelle zu übernehmen, wollen ihre Bewerbungen unter Anfügung ihrer Zeugnisse und eines kurzen Lebenslaufs **bis zum 16. März l. J.** an den unterzeichneten Vorsitzenden des Kirchenvorstandes einsenden, der dann Anfang April nähere Mitteilungen über die zu haltenden Gastpredigten machen wird.

Osnabrück, 24. Januar 1902.

Der Vorstand der evangelisch-lutherischen Gemeinde zu St. Catharinen.

B. Weidner, Pastor prim.

Zur Konfirmation.

Junger Glaube

Eine Sammlung von Kinder- und Jugendpredigten
herausgegeben von
Pastor R. Emde zu Bremen-Hastedt.
Preis brosch. 1.25 Mk., elegant geb. 2.25 Mk.

Die Sammlung enthält ca. 25 Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.
Das Buch ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
Bremen. Verlag von Carl Schünemann.

Gänsefedern wie sie von der Gans kommen 1.50 p. Pfd., aussortirte nur kl. Fed. u. Daunen 2.00, etwas kl. u. dauniger 2.25 (zwisch. dies. 3 Sorten ist hin u. wieder eine graue Fed. vorhanden). **Halbdaunen**, ganz kleine weiße, volldaunige Federchen 2.65, zarter und dauniger 3.00, hochprima, fast Daune, 3.50. **Gerissene Fed.**, grau 1.75, halbweiß 2.50, weiß 2.75, 3.00, 3.50, schneeweiß 4.00, schneeweiß, sehr daunig, 4.50. **Daunen**, halbweiß 3.50, weiß 4.50, hochprima 5.50. **Chinesische Entenfed.** 0.75, 1.00, Halbdaune 1.50, 1.75, Daune 2.50. Die Waare wird von mir in groß. Massen hier direkt an d. Quelle gekauft, und gebe ich dieselbe, nachdem sie in mein. Fabrik saub. gereinigt ist, mit sehr bescheidenem Nutzen weiter. Uebervortheilung ausgeschlossen. Nur absolut ehrenhafte Geschäfte. Garantie: Zurücknahme. Für **Bettstoffe** und fertige **Betten** Preisliste extra.
Krohn, Lehrer a. D., **Alt-Reetz** (Oderbruch).
Fettgänse pr. Pfd. 56 Pfg.

Harmonium-Lager
von **Burger** (Bayreuth) u. a. ersten Fabriken empfiehlt
H. Schäfer, Bremen, Goethestrasse 19.
Preislisten gratis und franko.

Bestellungen auf das „Protestantenblatt“ nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen. **(Postzeitungs-Katalog Nr. 6244 a)** Auf Wunsch liefert der unterzeichnete Verleger auch direkt per Kreuzband gegen Rückerstattung des Portos (40 Pfg. pro Quartal). — Die bereits erschienenen Nummern werden nachgeliefert. — Der Abonnementspreis beträgt Mk. 1.50 pro Quartal. Probenummern zum Zwecke des Verteilens an vermeintliche Interessenten stehen bereitwillig zu Diensten.

Verlag des „Protestantenblattes“
Carl Schünemann, Bremen.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen-Hastedt und Pfarrer Schmeidler, Berlin SW, Friedrichstraße 213.
Druck von Carl Schünemann, Bremen.